



Landeshauptstadt
Mainz

Frauenleben heute in Magenza

Das weibliche Gesicht der
Jüdischen Gemeinde Mainz

Frauenleben heute in Magenza

*Das weibliche Gesicht der
Jüdischen Gemeinde Mainz*

Impressum

Landeshauptstadt Mainz
Frauenbüro
Büro für Migration und Integration
Stadthaus Große Bleiche
Große Bleiche 46/Löwenhofstraße 1
55116 Mainz
Tel 06131 12-2175
Fax 06131 12-2707
frauenbuero@stadt.mainz.de
www.mainz.de/frauenbuero
Konzept, Lektorat und Gestaltung: Frauenbüro Landeshauptstadt Mainz
Aufzeichnungen und Text: Nina Shpolyanskaya
Übersetzungen aus dem Russischen: Ina Kasemir-Sattler
Fotografien: Privatbesitz der Gesprächs- und Interviewpartnerinnen,
Jüdische Kultusgemeinden Mainz-Rheinhessen K.d.ö.R.
Landeshauptstadt Mainz, Bilderdienst, JUED011 und JUED012 © Sascha Kopp
Druck: Hausdruckerei
Auflage: 500
Mainz 2022

Inhalt

	Seite
Vorwort des Oberbürgermeisters.....	7
Zu dieser Broschüre.....	8
Impressionen aus dem Gemeindeleben.....	9
Gemeinsames Schicksal der Generationen.....	11
Im Porträt: Ella Aron.....	13
Im Porträt: Gabriele Erlenwein.....	15
Im Gespräch: Olga Fefer.....	16
Im Gespräch: Anna Kischner.....	18
Im Porträt: Davoro Kolganowa.....	20
Im Porträt: Anna Korenblit.....	24
Im Interview: Chana Marks.....	26
Im Porträt: Galina Medvedeva.....	29
Im Interview: Maryna Vernikovsky.....	32
Im Porträt: Yevgeniya Wagner.....	34
Im Porträt: Adel Prokhorov.....	36

Vorwort des Oberbürgermeisters

Seit dem 3. September 2010 ist die Neue Synagoge in der Mainzer Neustadt das Zentrum der Jüdischen Kultusgemeinde Mainz Rheinhessen und des jüdischen Lebens in der Stadt. Aus einer kleinen Gemeinde in beengten Räumlichkeiten war längst eine Gemeinschaft mit über 1000 Mitgliedern geworden, in deren Mittelpunkt nun seit zwölf Jahren das imposante Gebäude am Synagogenplatz steht.

Mit der Zuerkennung des UNESCO-Welterbetitels im Jahr 2021 an die drei SchUM-Städte Speyer, Mainz und Worms ist das Erbe von Magenza, dem jüdischen Mainz, noch einmal besonders in Erinnerung gerufen worden.

Diese vielfältige und oft leidvolle Geschichte von Jüdinnen und Juden darzustellen, bleibt eine wichtige Aufgabe. Doch jüdische Geschichte hier in der Stadt ist viel mehr als ein Blick in die Vergangenheit. Sie ist Gegenwart und Zukunft. Und zu dieser Gegenwart und Zukunft passen Geschichten von und über jüdische Mainzerinnen und Mainzer.

Dem Blick zurück auf das Leben und auch auf das Leiden jüdischer Mainzerinnen widmet sich das Frauenbüro der Landeshauptstadt seit drei Jahrzehnten auch mit dem Kalender „Blick auf Mainzer Frauengeschichte“.

Gleich mehrfach erweitert und neu aufgelegt, erschienen die so seit 1991 geschaffenen Biografien als eigenständige Broschüre mit dem Titel „Frauenleben in Magenza“.

Zum zwölfjährigen Bestehen der Neuen Synagoge und dem neuen Gemeindezentrum, gleichsam zu ihrer Bat Mizwa, gilt aber der Blick nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart.

Im Mittelpunkt von „Frauenleben heute in Magenza - Das weibliche Gesicht der Jüdischen Gemeinde“ stehen zwölf Frauen aus der Jüdischen Gemeinde.

Es sind Erzählungen von und über junge und ältere Frauen. Es sind Erzählungen vom Ankommen, vom Bleiben und davon, hier geboren und aufgewachsen zu sein.

Es sind Geschichten ganz unterschiedlicher Mainzerinnen, deren Gemeinsamkeit die Mitgestaltung des Gemeindelebens ist. Sie sind Teil des Frauenlebens im heutigen Magenza.



Michael Ebling

Zu dieser Broschüre

Zwölf jüdische Mainzerinnen und ihre zwölf unterschiedlichen Lebenswege im zwölften Jahr des Bestehens der Neuen Synagoge – das war der äußere Rahmen für den Beitrag, den wir als Frauenbüro zum Jahrestag der Eröffnung der Neuen Synagoge und zu den Jüdischen Kulturtagen 2022 leisten wollten.

Es soll einmal kein Blick in die Geschichte sein, wie wir es unter anderem seit drei Jahrzehnten mit Porträts jüdischer Mainzerinnen in unserem Kalender „Blick auf Mainzer Frauengeschichte“ tun. Einmal keine Sammlung von Biografien Verstorbener, wie mit unserer seit 2010 mehrmals neu aufgelegten Veröffentlichung „Frauenleben in Magenza“.

Wir danken der Vorsitzenden der Jüdischen Kultusgemeinde Mainz-Rheinhessen K.d.ö.R., Anna Kischner, und insbesondere Nina Shpolyanskya aus dem Vorstand der Gemeinde, uns diese Veröffentlichung überhaupt erst ermöglicht zu haben. Ohne sie wäre es uns nicht gelungen, dem weiblichen Gesicht der Jüdischen Gemeinde Gestalt zu verleihen.

Anna Kischner und Nina Shpolyanskaya haben unter den weiblichen Mitgliedern der Gemeinde nach Gesprächs- und Interviewpartnerinnen gesucht und deren Lebensgeschichten zusammengetragen. Entstanden sind dabei ganz unterschiedliche Textformen, die keinem strengen biografischen Muster folgen. Manche sind Selbstbeschreibungen, manche Aufzeichnungen von Gesprächen oder Interviews.

Ohne Nina Shpolyanskayas Engagement und ihre Sprachkenntnisse wäre es uns schwergefallen, beispielsweise den Erinnerungen an das Leben in einer der ehemaligen Sowjetrepubliken nachzuspüren und mehr darüber zu erfahren, wie es ihnen gelungen ist, anzukommen und welchen Eindruck sie von ihrer neuen Heimatstadt Mainz haben.

Wir bedanken uns herzlich bei allen zwölf jüdischen Mainzerinnen, die uns so einen besonderen Einblick in ihr Leben bieten. Vor dem Hintergrund des nie verstummten Antisemitismus ist dies keine Selbstverständlichkeit.

Es ist auch hier in Mainz, in der Stadt, die sich gern als weltoffen und vielfältig präsentiert, nicht völlig selbstverständlich, offenen Symbole jüdischen Glaubens zu zeigen und überall ganz frei sagen zu können: Ich bin jüdisch.

Es ist unsere Verantwortung als Stadtgesellschaft, als deutsche Gesellschaft, für diese Selbstverständlichkeit einzustehen.

Und wenn aus dem nun 2021 verliehenen Welterbetitel als SchUM-Stadt etwas erwachsen soll, dann gehört die Bekämpfung von Antisemitismus untrennbar dazu.

Frauenbüro Landeshauptstadt Mainz
September 2022

Impressionen aus dem Gemeindeleben





Gemeinsames Schicksal der Generation

Die Protagonistin dieser Geschichte möchte ihren Namen nicht nennen, weil sie ihr Schicksal für absolut typisch für ihre Generation hält. Sie lebt seit drei Jahrzehnten in Deutschland, ist gebildet und eine erfolgreiche Architektin geworden. Sie ist verheiratet, arbeitet, kümmert sich um ihre Mutter, freut sich über ihre kleine Enkelin und ist sich der Zukunft ihrer Familie sicher. Da sich die Familie in der „zweiten Lebensphase“ befindet, was bedeutet, dass sie viel arbeitet, kann sie ihre jüdische Identität nur an den Feiertagen zum Ausdruck bringen, indem sie gelegentlich die Synagoge und das Gemeindezentrum besucht und, wenn sie eine seelische Regung hat, Spenden in Form von Zedaka („das Gerechte tun“) leistet, was als edle Tat gilt.

Sie beschloss jedoch, zum „weiblichen Gesicht der Jüdischen Gemeinde“ beizutragen und wählte diese Form des Erzählens, da sie der Meinung ist, dass die Schicksale der Frauen ihrer Generation viele Gemeinsamkeiten aufweisen.

„Alle diese Frauen haben mindestens eine **Gemeinsamkeit**: die russische Mentalität. Sie alle wurden dort geboren, sind dort zur Schule gegangen, haben studiert, dort ihre Kinder zur Welt gebracht und ... eines Tages alles hinter sich gelassen, um in einer anderen, besseren Welt zu leben und ihre Kinder aufwachsen zu sehen...

Es sind alle sehr starke Frauen. So, wie der russische Schriftsteller Nikolaj Nekrasov es schrieb, dass nur einer russischen Frau gelinge „ein laufendes Pferd zu stoppen und in ein Haus, das im Brand steht, reinzukommen...“

Ich mag Nekrasov eigentlich gar nicht! Nur dieser eine Satz, der stimmt!

Aber ich wollte anders leben: mit Würde, ohne die Pferde anzuhalten und in ein brennendes Haus zu gehen.

So war es also - nur einen Koffer pro Person, da man nicht mehr als 20 kg im Flugzeug mitnehmen konnte, aber dafür viele „schwerwiegende“ Hoffnungen...

Dann das Übergangwohnheim in Osthofen, dann ein großes Wohnheim für Ausländer mit einem ganz kleinen Zimmer von circa acht Quadratmetern und langen Etagen-Fluren, mit Doppelstockbetten und einer gemeinsamen Küche für zehn Familien, gemeinsame Deutschkurse, gemeinsame Abende mit Fragen und Gesprächen über die Zukunft...

Ein erstes Leben wurde über den Bord geworfen, ein zweites Leben im fremden Land stand noch bevor. Einen Platz in diesem neuen Leben muss man noch erkämpfen... Aber diese Frauen sind Kämpferinnen, sie können ganzen Tag arbeiten, danach Abendessen für die ganze Familie kochen, Kinder zur Schule vorbereiten und über Nacht Fachkenntnisse in deutscher Sprache erwerben!

Diese Frauen sind aber auch sehr verletzlich und sensibel, nur sie dürfen es niemandem verraten. Sie leben nach dem Motto „alles was uns nicht zusammenbrechen lässt, macht uns stärker“ und wenn sie nach unten fallen, stehen sie wieder auf - sie haben einfach keine andere Wahl!

Viele, sehr viele dieser Frauen könnten alle ihre Träume verwirklichen und noch viel mehr verwirklichen, als sie je geträumt haben!

Viele dieser Frauen sind jetzt Chefinnen und...Omas geworden.

Denn alle diesen Frauen haben noch eine **Gemeinsamkeit** — Sie haben eine starke Familie, einen jüdischen (und nichtjüdischen) Ehemann, der „durch dick und dünn mitgegangen war“ und immer da war, wenn man ihm gebraucht hat...

Es gibt leider noch eine **Gemeinsamkeit** bei all diesen Frauen - sie haben alle in ihrem ersten Leben nicht viel vom jüdischen Glauben mitbekommen und sie haben in ihrem zweiten Leben einfach keine Zeit dafür gehabt...

Die Religion wurde in den Republiken der ehemaligen Sowjetunion, gelinde gesagt, nicht in Ehren gehalten, die Nationalität wurde in den meisten Fällen nur durch die Eintragung im Pass bestimmt, und die jüdische Identität litt oft auch noch durch die schiefen Blicke einiger Leute in der Umgebung.

Es ist traurig aber wahr...

Aber zum Glück kann es sich bald ändern, denn im dritten Lebensabschnitt, wenn das intensive Berufsleben aufhört und mehr Zeit für den Geist und Seele bleibt, fängt mit Sicherheit die Zeit des Erlernens und des Verstehens der jüdischen Kultur und Tradition an.



Im Porträt: Ella Aron

Ärztin und Gynäkologin

„Für Menschen mit einem anderen Temperament wurde ich schnell anstrengend. Sie nannten mich Wasserwirbel und Bulldozer. Ich konnte aber nicht anders. Sich zu entspannen, erlaubte das Leben nicht. Es waren andere Zeiten, aber ich fühlte mich oft glücklich“, sagt Ella Aron heute über sich selbst.

Geboren wurde sie 1946 in Kemerovo in Sibirien. Da waren ihre Eltern, zwei junge Leute, die kaum zu einander zu passen schienen. Die Mutter Rosa Sak, eine Hochschulabsolventin und Lehrerin, und der Vater Moses Aron, ein polnischer Jude, der aber nur vier Jahre zur Schule gegangen war und kaum Russisch sprach. Vier Jahre hatte er im Zweiten Weltkrieg an der Front verbracht und ein schweres Knalltrauma erlitten.

„Sein stattliches Aussehen, Schnurrbart und eine mit Medaillen bedeckte Brust - wie konnte meine Mutter da widerstehen“, scherzt die Tochter heute.

Die Begegnung ihrer Eltern fand keineswegs unter romantischen Umständen statt. Sibirien, Heimatfront. Lehrerinnen und Lehrer meldeten sich freiwillig für eine zweite Schicht, wo immer sie konnten. Ellas Mutter Rosa verteilte nach ihrer Arbeit in der Schule Rationskarten für Brot. Moses Aron, nun Schneider, kam auch dorthin, um seine „Ration“ abzuholen. So sprang der Funke über und Rosa und Moses gründeten ihre Familie.

Moses Aron war überzeugt, ein jüdischer Mann müsse seine Familie angemessen versorgen. Und er arbeitete hart dafür, nähte unermüdlich Kleidung für Menschen in Kemerovo, aber auch für Rosa selbst. Sie sollte immer gut aussehen.

Drei Mädchen wuchsen heran, alle gut in der Schule, alle besuchten die Musikschule, sie kamen gerne abends zusammen und spielten und sangen, gern auch mit vielen



Gästen. Langsam stellte sich materieller „Wohlstand“ ein. Die Arons hatten als erste in ihrer Straße ein Fernsehgerät und ein Klavier.

Die jüdische Note brachte aber die Großmutter in die Familie ein, sie war es, die Matze backte und ihren Enkelinnen gelegentlich „Märchen“ aus dem jüdischen Leben erzählte. Wie es in vielen Familien üblich war, sprachen Rosa und Moses untereinander manchmal Jiddisch. Im sibirischen Kemerovo spürte die Familie keine starken antisemitischen Ressentiments. Bei den harten Bedingungen mit eisigen Temperaturen von bis zu 50 Grad Minus spielten wohl solche Dinge keine wesentliche Rolle. Unter rauen Bedingungen muss man gemeinsam überleben.

„Mein Vater sagte immer“, so Ella Aron, „ich werde rund um die Uhr arbeiten, aber die Mädchen werden eine Ausbildung erhalten, sie werden das erreichen, was mir das Leben nicht gegeben hat.“

Seine Frau und seine Kinder waren das Wichtigste und Wertvollste in seinem Leben, denn noch während des Krieges hatte

er erfahren müssen, dass seine Mutter und seine Schwester bei einem Pogrom lebendig begraben worden waren.

Die Töchter erfüllten die Hoffnungen und Erwartungen ihres Vaters. Die Älteste wurde eine renommierte Psychiaterin, die Mittlere eine Gynäkologin und die Jüngste eine Allgemeinmedizinerin. Ella wusste von Kindesbeinen an, dass sie Ärztin werden würde, denn sie verarztete schon die Katzen und Hunde im Hinterhof.

„Kurz gesagt, wir haben die Träume unserer Eltern erfüllt und sind ihr ganzer Stolz. Schon damals beschloss ich, alles zu tun, um eines Tages stolz auf meine zukünftigen Kinder zu sein. Aber das war noch ein weiter Weg“, schildert Ella Aron.

Dann aber folgte für Ella und ihre eigene Familie der Umzug ins moldawische Belz zu Verwandten ihres Mannes. Auch wenn die Stadt als „jüdisch“ galt, waren die Probleme mit dem so genannten „5. Punkt“* dort deutlicher spürbar.

Doch am Ende fanden sie Arbeit. Ellas Töchter, von denen eine nach der anderen die Schule mit Auszeichnung abschloss, mussten für das Studium zurück nach Sibirien, wo der berüchtigte Punkt nicht so sehr störte. Beide Töchter sahen, wie ihre Mutter „schuftete“ und waren manchmal sogar etwas beleidigt, weil sie glaubten, dass Ella ihrer Arbeit mehr Zeit und Aufmerksamkeit widmete als ihnen. Doch als Anya und später auch Rita vor der Frage standen, welchen Beruf sie ergreifen sollten, gab es keinen Zweifel – nur Medizin.

Die Zeiten änderten sich, die Probleme wurden größer. In Moldawien kam es zu Unterbrechungen bei der Versorgung mit Gas, Strom und Wasser. Wie so oft in jenen Regionen wurde die Schuld für alle Probleme den Juden zugeschoben. Ein Massenexodus begann. Ellas Familie begann, über Ausreise nachzudenken. Und dann kam die Erlaubnis, nach Deutschland zu gehen. Das ist Schicksal, glaubten sie und begannen mit der Vorbereitung der Papiere.

Ihre Töchter erfuhren zunächst nichts, aber als die Dokumente eintrafen, waren sie begeistert.

Und dann... Mainz.

Erste Anlaufstelle für Ella Aron und ihre Familie war die Jüdische Gemeinde. Dort gab es Rat und eine Atmosphäre, in der sie sich willkommen fühlten. Dann kamen die Kurse: Sprachkurse, Berufskurse, Praktika. Weder sich noch den Mädchen erlaubte Ella anzuhalten. Während die eine Höhe erklommen wurde, musste direkt die nächste bezwungen werden. So fanden alle drei Frauen der Familie Arbeit in ihrem Fachgebiet. Angst, nicht perfekte Sprachkenntnisse, Vorstellungsgespräche, eins nach dem anderen, Tränen. Alles wurde überwunden.

Heute hat sich Ella Aron endlich erlaubt in den Ruhestand zu gehen, sie arbeitet zu Hause, im Garten, engagiert sich ehrenamtlich in der Gemeinde und nimmt an deren vielfältigen Aktivitäten teil.

Und die beiden Töchter sind inzwischen Abteilungsleiterinnen an Kliniken in verschiedenen Städten und ziehen jeweils zwei Söhne groß. Ella Aron nennt sich wieder glücklich, ein großes Lebensziel erreicht zu haben - inklusive Stolz auf ihre Töchter und deren Leistungen.

* In der Sowjetunion galt das Judentum nicht als Religion, sondern als Nationalität. An fünfter Stelle, Paragraf 5, auch 5. Punkt genannt, stand dann beispielsweise auf Geburtsurkunden und in den Personalausweisen unter Nationalität: jüdisch.

Im Porträt: Gabriele Erlenwein „Wachsamkeit ist wichtig“



Geboren wurde Gabriele Erlenwein in den 1950er Jahren in einem kleinen Dorf in der Pfalz. Nach dem Abitur hat sie in Worms und Koblenz Grundschulpädagogik studiert und in Trier ihr Referendariat gemacht.

Seit den 1970er Jahren wohnt sie in Mainz. Hier hat sie an verschiedenen Schulen als Lehrerin gearbeitet; lediglich an einer Schule sind ihr dabei jüdische Kinder begegnet.

Seit 20 Jahren ist sie nun Leiterin einer Grundschule in der Mainzer Neustadt. Es erfüllt sie mit Freude und Stolz, wenn sie auf dem Weg zur Arbeit, mit dem Fahrrad, an der wunderschönen und eindrucksvollen neuen Synagoge in der Hindenburgstraße bzw. am Synagogenplatz vorbeikommt.

Die Freude rührt auch daher, weil Gabriele Erlenwein noch die alten und wenig repräsentativen Räume der Jüdischen Gemeinde in der Forsterstraße kennengelernt hat. Aufmerksam hat sie den nicht immer einfachen, manchmal sogar eher holprigen Weg bis zur Einweihung der Neuen Synagoge am 3. September 2010 verfolgt.

Sie war von Anbeginn an Mitglied des eigens gegründeten Vereins „Neue Synagoge Mainz e.V.“ und als solches auch in dem Beratungsgremium für die bauliche Gestaltung tätig.

Zur Jüdischen Gemeinde ist sie in den 1980er Jahren über ihren damaligen Mann gekommen – eine Verbindung, die auch über seinen Tod hinaus Bestand hat.

Die Familie hat sich immer für die Gemeinde engagiert und an dem, nach dem Zuzug der sogenannten Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion, immer vielfältiger und reger werdenden Gemeindeleben mit seinen Festen und Veranstaltungen teilgenommen.

Die drei Kinder des Paares haben den Religionsunterricht der Gemeinde und die für Kinder und Jugendliche angebotenen Freizeitaktivitäten besucht.

Die jüngste Tochter studiert mittlerweile in Berlin interdisziplinäre Antisemitismusforschung und wird dieses Studium demnächst in Tel Aviv fortsetzen.

Wohlwissend, dass der Antisemitismus in unserer Gesellschaft nicht ausgerottet ist, sondern sich aus immer mehr Quellen speisend eher verschärft, hat Gabriele Erlenwein nach eigenen Angaben persönlich noch keine entsprechenden Anfeindungen erlebt.

Sie weiß aber, wie wichtig Wachsamkeit, Aufklärung und ein durch eine demokratische Grundhaltung geprägtes bürgerschaftliches Engagement sind.

Im Gespräch: Olga Fefer

„Die Erinnerungen bringen mich zurück in die Mitte der neunziger Jahre. Mit meinem kleinen Sohn auf dem Arm und zwei schweren Koffern voller Bücher und ein paar Tüten Buchweizen (nur für den Fall!) machten wir uns von Kiew in der Ukraine auf den Weg ins Ungewisse.

Zwei Tage später fuhr der Kleinbus auf die Theodor-Heuss-Brücke. Es war früh am Morgen, und wir vergaßen die Müdigkeit und bewunderten die Kirchtürme, den majestätischen Palast, die Promenade mit den Platanenalleen. Mainz hat sofort unser Herz erobert und wir wollten unsere deutsche Zukunft mit dieser Stadt verbinden.

Meine Entscheidung, nach Deutschland zu gehen, war bewusst und wohlüberlegt. Es war klar, dass es schwer werden würde, dass wir bei null anfangen müssten.

Aber was ließ ich in meinem „alten“ Leben zurück? Schwierige Lebensbedingungen, das Leben zu fünft in einer kleinen Zweizimmerwohnung, der ständige Spott und das Gemecker über mein Jüdischsein. Es tat mir nicht im Geringsten leid, mich von solchen „Segnungen“ zu trennen.

Ich war dreiundzwanzig, schwanger mit meinem zweiten Kind, konnte auf Deutsch bis zehn zählen und ‚ja‘ und ‚nein‘ sagen. Aber mich zog die Möglichkeit an, mir hier ein eigenes Leben aufzubauen – ohne die hilfreichen Verbindungen und Bestechungsgelder, wie es „drüben“ üblich war, ohne die Schikanen und Einschränkungen, die durch meine jüdische Identität hervorgerufen wurden. Und ich bereue diese Entscheidung nicht im Geringsten.

Zuerst war da das Wohnheim in Osthofen: laute Mitbewohner, Sprachkurse, die Geburt meines jüngsten Sohnes und eine zweijährige Wartezeit auf einen Wohnheimplatz in Mainz.



Für uns, damals arbeitslos und mit zwei kleinen Kindern, gab es keine andere Möglichkeit in die Landeshauptstadt zu ziehen.

Das Leben dann in der Parcusstraße, im Herzen der Stadt, hat mir neue Perspektiven eröffnet. Endlich bekam ich die Möglichkeit, mich zu entwickeln und mich selbst zu suchen.

Ich wurde Erzieherin (mein sowjetisches Pädagogikdiplom wurde in Deutschland nicht anerkannt), entwickelte eine Leidenschaft für den Journalismus und begann Gedichte zu schreiben und an Poesieabenden teilzunehmen. Und jetzt träume ich davon, ein Kinderbuch in zwei Sprachen zu veröffentlichen: Deutsch und Ukrainisch.

Seit mehr als zwanzig Jahren arbeite ich nun als Erzieherin im Kindergarten und wir haben unser eigenes gemütliches Haus – direkt im Park (wovon wir früher nicht einmal träumen konnten). Die Kinder sind erwachsen geworden und weggezogen, haben eine gute Bildung erhalten und stehen fest auf eigenen Beinen.

Ich bin Deutschland sehr dankbar, dass es mir die Möglichkeit gibt, mich zu verwirklichen. Ich fühle mich hier frei und habe keine Angst zu sagen, dass ich Mitglied der Jüdischen Gemeinde bin.

Ich denke an meine Mutter, Serafima Bronstein, eine Person mit Optimismus und Willenskraft, die mit Kreativität und neuen Ideen lebte.

So richtete meine Mutter in der Jüdischen Gemeinde Mainz eine Bibliothek ein und dank ihrer Bemühungen entstand die Zeitschrift „Magenza“. Die Erinnerung an meine Mama ist heute noch lebendig, und nicht nur in meinem Herzen, sondern auch in unserer Gemeinde.

Ich nehme gerne an den Veranstaltungen und Festen der jüdischen Gemeinde teil und freue mich sehr, dass Mainz zusammen mit Worms und Speyer in die Liste des Welterbes aufgenommen wurde. Es ist ein Grund zum Stolz!

Und gleichzeitig verfolge ich mit Traurigkeit und Bestürzung die Medienberichte über Antisemitismus und Nationalismus in Deutschland. Schießereien, Anschläge, Denkmalschändungen...

So etwas darf es nicht geben, nicht nur gegenüber den Juden, sondern gegenüber Menschen aller Glaubensrichtungen. Friede sei mit euch!“



Olga Fefer als Kind mit ihrer Mutter

Im Gespräch: Anna Kischner



Anna Kischner (3.v.r.) mit ihren Töchtern und Enkelin

„Geboren bin ich 1953 in Faleschty in Moldawien. Mein Weg nach Deutschland war so, dass ich die Umstände selbst kaum fassen kann, wenn ich zurückdenke.

Wie durch ein Wunder war 1990 der Eiserner Vorhang gefallen, in Moldawien kam ein bedrohlicher Nationalismus auf, der für uns Juden eher nichts Gutes verheiß.

Damals war ich 37 Jahre alt und entschlossen, meinen beiden Töchtern ein Leben in Freiheit zu ermöglichen.

Unseren Eltern erzählten wir nicht genau, wohin es ging, sonst wären sie nicht mitgekommen. Man hatte uns von der Deutschen Botschaft in Kiew ein Einladungsschreiben geschickt, wir würden als Juden willkommen sein.

Wir brachen nachts auf, ohne Abschied, mit wenig Gepäck. Keine Erinnerung daran, ob jemand weinte. Mein Chef hatte uns einen Kleinbus zur Verfügung gestellt.

So fuhren wir tagelang, sechzehn Leute, alte und junge: darunter mein Mann, unsere Kinder, mein Bruder mit Frau und Sohn, Eltern, Schwiegereltern. Es ging nur langsam vorwärts. An der Grenze von Polen nach Deutschland brauchten wir für fünf Kilometer drei Tage.

Wir zeigten unsere Grüne Karte von der Deutschen Botschaft und nannten unseren Bestimmungsort, der in Rheinland-Pfalz lag, aber das nützte nichts. Alle mussten warten, so auch wir. Dicht an dicht stand die Fahrzeugkolonne. Als wir schließlich in Osthofen ankamen, wo wir uns melden sollten, waren wir völlig erschöpft. Es war abends, wir bekamen Essen und frische Bettwäsche und konnten etwas zur Ruhe kommen.

Am nächsten Tag brachte uns ein Bus nach St. Goarshausen. Mein Vater hatte als 18jähriger Soldat freiwillig in der Roten Armee gegen die Nazis gekämpft. Nie hat er erfahren, was mit seinen Eltern geschehen ist, er hat sie nach dem Krieg nicht wieder gesehen. Die Schwiegermutter meines Bruders war in einem KZ gewesen, die meisten von ihrer Familie waren von den Nazis ermordet worden.

So war die Ankunft in Deutschland auch ein Schock. Wie die anderen, bekamen mein Mann, unsere Töchter und ich ein winziges Zimmer mit Stockbetten. Das Bad war draußen, die Gemeinschaftsküche teilten wir uns mit Deutsch-Russen. Uns betreuten Leute vom Roten Kreuz. Als sie erfuhren, dass wir Juden sind, nahmen sie uns unsere Pässe weg. Mit meinem Jiddisch konnte ich mich einigermaßen verständigen.

Ein liebenswürdiger Pfarrer kam und besorgte für uns jeden Schabbat einen Bus, mit dem wir nach Mainz zur Synagoge in der Forsterstraße fahren konnten. Auch dort war man zuerst über die Ankunft neuer Juden eher befremdet als erfreut.

Wir wollten gerne nach Mainz ziehen, weil wir dachten, wir könnten hier schneller Arbeit finden. Aber zuerst teilte man unsere Familie. Eltern und Schwiegereltern mussten auf ein Schiff voller Flüchtlinge, das am Rhein lag. Die Sommerhitze und auch der Schmutz, in dem alle leben mussten, waren schwer auszuhalten.

Da kam ein guter Engel von der Jüdischen Gemeinde. Wir haben Dr. Jürgen Schönstädt viel zu verdanken und sind ihm bis zu seinem Tod in tiefer Freundschaft verbunden geblieben. Er sorgte für eine Wohnung in der Jakob-Dietrich Straße, die sogar, besonders für meinen Vater ein Glück, in der Nähe der Synagoge war. So lebten meine Eltern.

Schließlich bekamen auch mein Mann und unsere Töchter ein Zimmer in Mainz. Als unsere deutsche Nachbarin merkte, dass wir auf dem Boden schliefen, schenkte sie uns ihr Schlafsofa, auf das wir zu viert passten. Es war beige mit einem Rautenmuster. Das war unser erstes Möbelstück, wir haben es noch lange benutzt.

Schlimm waren natürlich die Sprachschwierigkeiten. Nur die Kinder lernten schnell Deutsch. Ich erinnere mich, dass ich einmal verzweifelt herumliefe und nach einer Adresse in einer „Einbahnstraße“ suchte, weil ich dachte „Einbahnstraße“ sei der Name der Straße. Mein Vater kämpfte sich mit seinem Jiddisch durch die Ämter. Wirklich willkommen haben wir uns weder in der Stadt noch in der Synagoge gefühlt.

Jemand verständigte Helmut Kohl, der ja, bevor er Bundeskanzler wurde, in Mainz Regierungschef gewesen war und sich auskannte. Er rief im Rathaus an und gleich kam ein Bürgermeister in die Synagoge gerannt. Er war lustig. Ich sagte, wir brauchen ein Haus für 16 Leute, vielleicht könnten wir ein Haus bekommen, das die Amerikaner jetzt nicht mehr brauchen. Darauf wollte er einen Walzer mit mir tanzen. Kurze Zeit danach durften wir in die Parcusstraße ziehen. Wir strichen die Wände und richteten uns mit Möbeln vom Sperrmüll ein. Mein Mann absolvierte eine Weiterbildung in seinem Beruf als Ingenieur und machte sich später selbständig. Mir war alles recht, ich arbeitete Tag und Nacht, um die Familie vorwärts zu bringen.

Unsere ältere Tochter studierte nach dem Studienkolleg in Mainz Medizin und arbeitet heute als Augenärztin. Sie hat einen

Sohn und eine Tochter, die Familie lebt in Frankfurt.

Unsere jüngere Tochter machte ihren Abschluss in Betriebswirtschaft und arbeitet ehrenamtlich im Vorstand der Anni Eisler-Lehmann-Stiftung. Mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen lebt sie in Mainz. Meine Familie ist mein ganzer Stolz und meine ganze Freude.

Die Jüdische Gemeinde ist für mich wie eine Insel. Mein Vater unterstützte bis zu seinem Tod als Gabbai den Rabbiner. Sein wichtigster Tag war der Schabbat, darauf wartete er die ganze Woche. Ich bin seit vielen Jahren im Vorstand der Gemeinde.

Seit 2018 habe ich die Ehre, Erste Vorsitzende zu sein, und es gibt kaum eine Stunde, in der mich dieses Amt ruhen lässt. Schon daran wird sich ermesen lassen, was mir das Judentum bedeutet. In all den Jahren ist viel geschehen.

Wir durften 2010 von den engen Nachkriegsräumen in eine großzügige Synagoge umziehen, und 2021 wurden die SchUM-Gemeinden von der UNESCO als Weltkulturerbe anerkannt. Natürlich ist das ein ganz besonderes Gefühl und eine Verpflichtung, einer so ehrwürdigen, berühmten Gemeinde anzugehören, die als „Wiege des aschkenasischen Judentums“ eine tausendjährige Tradition hat.

Sie fragen nach meinen Erfahrungen mit Antisemitismus? Nun, ich fühle das nicht. Eher lese ich manches davon in der Zeitung. Hier in Mainz hat man sich wohl wieder an Juden gewöhnt.

Am Anfang, als die Neue Synagoge zur Besichtigung geöffnet war, gab es Leute, die haben sich gewundert, dass wir „ganz normale Leute“ sind. Sie hatten vorher noch nie Juden gesehen. Während unserer Gottesdienste und bei Veranstaltungen steht ein Polizeiauto zur Bewachung bereit.

Wir erfahren viel Unterstützung, und öffnen unser Haus gerne für Gäste. Mainz ist meine Heimatstadt geworden, wo ich Familie und Freunde habe und gerne bleiben möchte.

Im Porträt: Davoro Kolganowa „So verschieden sind Jüdinnen und Juden“

Das jüdische Volk ist eines der ältesten Völker der Erde. Es ist auch wahr, dass sie „leidgeprüft“ sind. Über sie ist viel bekannt, noch mehr wird dazu gedichtet.

Doch paradoxerweise können auch Jüdinnen und Juden selbst nicht mit Überzeugung behaupten, viel über ihre Geschichte, Kultur und Tradition zu wissen.

Und das ist nicht verwunderlich: Die Herkunft aus verschiedenen Ländern wirkt sich auf ihre Lebensweise, ihren Charakter und ihre Ansichten aus. Politische Ereignisse und Bedingungen bringen Probleme mit sich. So konnten die aus den ehemaligen Sowjetrepubliken stammenden Jüdinnen und Juden, wie andere auch, die Gesetze ihrer Religion nicht befolgen.

Auch Jüdinnen und Juden selbst sind keineswegs monolithisch. Die Protagonistin dieses Porträts, Davoro Kolganowa, eine Frau, die unter den Mitgliedern der Mainzer Jüdischen Gemeinde als eine der religiös informiertesten bekannt ist, hat die Traditionen der aschkenasischen und der jüdisch-bukharischen Kultur in sich aufgenommen.

Auch sie war praktisch ihr ganzes Leben lang fern der Religion und kehrte dann durch eine Fügung des Schicksals, oder wie sie glaubt, der göttlichen Vorsehung, zu ihren Wurzeln zurück.

Heute hat sie in der Jüdischen Gemeinde unserer Stadt freiwillig viele Aufgaben übernommen, die sie nicht nur nicht belasten, sondern ihr auch helfen, viele Schwierigkeiten zu überwinden, wie zum Beispiel Krankheiten von Angehörigen.

Als Gläubige ist sie zuversichtlich, dass der Herr sie mit seinen Sorgen nicht im Stich lassen wird, und sie hat diesen Glauben durch ihre eigenen guten Taten verstärkt. Davoro hat eine Gemeindegruppe namens Bikur Cholim gegründet. Einige der Freiwilligen, die sie gefunden hat, besuchen kranke und einsame Menschen und verschönern deren



Alltag. Sie hat auch eine andere Aufgabe übernommen, die manche als schwierig und unangenehm empfinden mögen, aber sie versteht, wie wichtig es ist, den Brauch der Verabschiedung in die nächste Welt gewissenhaft einzuhalten. Sie nimmt an den notwendigen rituellen Bräuchen teil. Bei jüdischen Feiertagen in der Gemeinde hat sie die Initiative ergriffen, um eine Tombola, bei der jeder gewinnt, zu organisieren, und wenn nötig, hat sie in der Gemeindegüche mitgeholfen.

Ihre Erfahrung in der Kantine des Rathauses, wo sie mehrere Jahre arbeitete, half ihr in diesem Bereich und verschaffte ihr eine gute Kenntnis der deutschen Küche.

Mehrere Jahre lang war Davoro Kolganowa ein aktives Mitglied des Gemeindevorstands. Darüber hinaus ist sie Ehefrau, Mutter von zwei Söhnen und Großmutter.

Aber der Reihe nach...

Davoro wurde in den letzten Tagen des Krieges am 11. April 1945 im Ural geboren. Der Vater des Mädchens, Mani Jadgarow, ein Jude aus Buchara, der aus der usbekischen Kleinstadt Margilan stammte, war ein guter Koch, und das Einberufungsbüro des Mili-

tärs schickte ihn ans andere Ende des Landes, um „in seinem Beruf“ als Chefkoch in einer Militärfabrik zu arbeiten. Dorthin verschlug es auch die junge Sofia Poljakowa, die aus Dnepropetrowsk evakuiert worden war und als Erzieherin in einem Weisenhaus arbeitete. Kinder, die ihre Eltern verloren hatten, lebten in Waisenhäusern.

Der harte Kriegsalltag verlangte jedoch nach mehr Arbeitskräften, und die Erzieher wurden nach ihrer Haupttätigkeit in die Werkstätten geschickt, um dort zu helfen.

Die zukünftige Mutter von Davoro wurde von einem Rollwagen überfahren und war lange Zeit krank. Der „Usbeke“ Mani half ihr auf die Beine, pflegte sie, und bald beschloss das junge Paar, ihr Leben für immer miteinander zu verbinden. Davoros Mutter war eine aschkenasische Jüdin, und es fiel ihr schwer, sich den geistigen Unterschied zwischen verschiedenen Gruppen von scheinbar gleichem Volk vorzustellen. Wirklich spürte sie es erst viel später, in Usbekistan. Aber nochmal der Reihe nach...

Der Frieden, der gekommen war, brachte Hoffnungen mit sich, die sich jedoch nicht alle erfüllten. Vater Mani sehnte sich nach seiner Heimat, wo er viele Verwandte hatte, wo es viel Sonne und Wärme gab. Seine Mutter war während des Bürgerkriegs von den Basmatschen* getötet worden, und seine jüngeren Geschwister (insgesamt dreizehn) wurden von seiner älteren Schwester aufgezogen. Zu ihr wollte der Bruder zurückkehren. Zwei Brüder waren an der Front getötet worden.

So machte sich die Familie, mit mittlerweile zwei Kindern, auf eine lange und beschwerliche Reise. Nur die Kinder freuten sich über das Flimmern der verschiedenen Landschaften vor dem Fenster.

Und dann geschah die übliche Geschichte: Der Vater wurde denunziert und noch im Zug verhaftet, aus dem Zug geholt und zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Dank des Todes des Diktators Stalin wurde er fünf Jahre später rehabilitiert und freigelassen.

Man ließ sich in einem Dorf in der Nähe von Taschkent nieder. Damals konnten sich

nur wenige Menschen rühmen, ein wohlgenährtes Leben zu führen. Glücklicherweise war die Region für ihr Obst und Gemüse berühmt. Ein kleiner Gemüsegarten und die eigenen Tiere halfen, die Situation zu verbessern. Fleisch aßen sie nur einmal in der Woche - am Schabbat.

In der Familie galten strenge Regeln der Buchara-Juden. Sie waren den sephardischen Bräuchen ähnlich. Für die europäisch gebildete Mutter Sofia war es nicht leicht, die neuen Lebensbedingungen zu akzeptieren: Unterordnung unter ihren Ehemann, strenge Kaschrut (jüdische Speisegesetze), Rechenschaft über die Geldausgaben und die Unmöglichkeit zu arbeiten.

Nachdem sie ein drittes Kind bekommen hatte, verlangte ihr Mann, dass sie Hausfrau sein sollte. Man kann nicht sagen, dass Sofia glücklich darüber war, manchmal protestierte sie, aber dann akzeptierte sie alle Bedingungen zum Wohle ihrer Kinder. Und die Kinder versuchten, ihren Eltern zu helfen, auf die Belehrungen des strengen Vaters zu hören, seine Gebote zu befolgen: gut zu lernen und die Bräuche einzuhalten. Freitags lasen sie gemeinsam Gebete und saßen an der Festtafel.

Die junge Davoro befolgte viele der Regeln ihres Vaters, war aber ein Freigeist und beschloss schon im Alter von 14 Jahren, „sich freizuschwimmen“, um so bald wie möglich ihr eigenes Geld zu verdienen.

Sie schrieb sich an einer Fachschule für Kommunikation ein und erhielt ein mageres Stipendium. Manchmal half sie ihren Freundinnen beim Lernen, und zum Dank wurde sie oft zu köstlichen, hausgemachten Mahlzeiten eingeladen. Davoro erinnert sich noch heute mit Dankbarkeit an diese Abende.

Sie meint, die Familien ihrer Freundinnen prägten in vieler Hinsicht ihren zukünftigen Weg. Diese Jugendfreundschaften bestehen bis zum heutigen Tag.

Als Symbol ihrer Freundschaft schlossen sie einen Pakt: Die Mädchen vereinbarten ihren erstgeborenen Söhnen den gleichen Namen zu geben - Dimitri. Und sie alle haben die Vereinbarung erfüllt.

Als junge Spezialistin für Fernsprechverkehr fand sich Davoro in der Heimatstadt ihrer Mutter, Dnipropetrovsk, wieder, wo ihre Großmutter lebte. Sie schrieb sich am Institut ein, bekam einen Platz in einem Wohnheim und arbeitete gleichzeitig.

Wollte man die Schwierigkeiten der damaligen Zeit detailliert beschreiben, so würde das Schicksal von Davoro genug Stoff für einen langen Aufsatz bieten. Aber wir werden hier nicht auf die Einzelheiten eingehen. Wir fügen lediglich hinzu, dass sie persönlich merkwürdigerweise kaum, höchstens von Kollegen, mit dem weit verbreiteten Antisemitismus konfrontiert wurde.

„Der Familienname hat wohl geholfen, er war mein Schutzschild“, sagt Davoro mit einem Lächeln. Denn der Nachname Yadgarov wurde von allen als usbekisch wahrgenommen. Doch bald änderte unsere Protagonistin auch diesen Nachnamen – sie heiratete ohne das Wissen ihrer Eltern einen russischen Jungen, Viktor Kolganov.

Im Laufe der Jahre entfernte sich Davoro von den jüdischen Bräuchen, und wenn sie jemals mit Glaubensgenossen Kontakt hatte, waren diese Aschkenasen, die die Traditionen nicht wirklich kannten.

Was für eine Kaschrut, was für Gebete? Seltsamerweise „überlebte“ ihr Vater die Nachricht von der „Abtrünnigkeit“ seiner Tochter leichter, als sie erwartet hatte, obwohl er anfangs fast in Ohnmacht gefallen war.

Leise und unauffällig zu sein, war für diese vor Energie strotzende Frau nie eine Option. Bei der Arbeit wurde sie immer ge- und regelmäßig befördert. Aber das Leben hat sie auch vor einige große Herausforderungen gestellt. Ihr Mann erkrankte schwer, und ohne die „durchschlagenden Fähigkeiten“ seiner Frau wäre es unwahrscheinlich gewesen, dass das Paar viele Jahre später seine Goldene Hochzeit gefeiert hätte. (Diese Geschichte verdient auch einen eigenen Artikel!)

Und dann, so glaubte sie fest, gab es ein Zeichen von oben, sich daran zu erinnern, wer man ist. Durch Zufall erfuhr Davoro, dass es in ihrer Stadt eine legale Synagoge gab, dass eine jüdische Schule eröffnet wurde und dass ein Bote des Lubawitscher Rebbe** eingetroffen war.

Sie lernten einander kennen, sie half den Neuankömmlingen, internationale Telefonverbindung mit dem Büro des Rabbiners herzustellen, knüpfte Kontakte zu den städtischen Organisationen und fand die richtigen Leute.

Sie begann, Kurse über jüdische Geschichte zu besuchen, in die Synagoge zu gehen und sich an Gebete zu erinnern. Jüdische Organisationen schätzten ihre Aktivität und Fähigkeiten und schlugen ihr vor, eine Frauenberufsschule zu gründen, um Grundschullehrerinnen und Kindergärtnerinnen für jüdische Kindergärten auszubilden.

Es gelang ihnen, die zahlreichen bürokratischen Hürden zu überwinden und die Schule zu gründen. Das Beit-Han-College ist jetzt eine Hochschuleinrichtung. Mit seinem Diplom ist es möglich, in jedem Land der Welt zu arbeiten. Ihre Absolventen unterrichten Kinder in verschiedenen Fächern, aber der rote Faden ist das Studium des geistigen Erbes.

Davoro, die für diesen Erfolg gesorgt hat, wurde eine neue Stelle als Direktorin der Föderation der jüdischen Gemeinden der Ukraine angeboten.

So sind die Wendungen des Lebens. Die nächste bedeutende war der Umzug nach Deutschland. Auch hier wieder viele Geschichten, Abenteuer, Wendungen.

Vom ersten Tag in Mainz an, ist Davoro eng mit der Jüdischen Gemeinde verbunden. Es vergeht kaum ein Tag, an dem man sie dort nicht sieht.

Als die Gemeinde Mainz zusammen mit Speyer und Worms die wohlverdiente Anerkennung als Kulturerbe der UNESCO erhielt, empfand sie dies als ein persönliches Fest, als ein großes Ereignis in ihrem Leben.

Diese freudige Nachricht teilte sie ihren Verwandten in verschiedenen Ländern mit, vor allem aber ihren Freunden aus Dnipropetrowsk.

Davoro Kolganova hatte das Glück, keinen offensichtlichen Antisemitismus zu erleben, obwohl sie die Augen nicht davor verschließt, dass es objektiv welchen gibt. Deshalb nimmt sie an Kundgebungen und Demonstrationen gegen Antisemitismus und zur Unterstützung Israels teil.

Dennoch nagelte sie die Mesusa (ein Zeichen an der Tür des jüdischen Hauses) nicht an die Wohnungstür, wie es sich gehört, sondern in das Innere ihrer Wohnung, da auch sie weiß, dass es nicht ungefährlich sein kann, ganz offen die jüdische Identität zu zeigen. Davoro spürt immer die Gegenwart Gottes. Die Hoffnung lässt sie auch in den schwierigsten Prüfungen des Lebens nicht im Stich.

** Die Basmatschen waren eine in Zentralasien operierende sehr heterogene, islamisch orientierte Gruppe von Aufständischen, die zunächst gegen das zaristische Russland, dann gegen die Sowjetunion kämpften. Der im Text erwähnte Bürgerkrieg fand zwischen 1919 und 1924 statt.*

*** Lubawitsch ist der Namen einer Stadt in Weißrussland. Von dort aus entwickelte sich vor zweieinhalb Jahrhunderten eine neue Gruppierung als Teil der chassidischen Bewegung des osteuropäischen Judentums.*

Im Porträt: Anna Korenblit „Weiterleben“



Wenn man über die Frauen der Mainzer Jüdischen Gemeinde spricht, die nach der Entscheidung der deutschen Regierung, jüdische Einwandererinnen und Einwanderer aufzunehmen, in den letzten dreißig Jahren kamen, kann man natürlich nicht umhin, an die „Pionierinnen“ dieses Prozesses zu denken. Natürlich sind die meisten von ihnen heute nicht mehr jung.

Anna Korenblit ist die älteste dieser Veteraninnen unter ihnen. Heute steht sie kurz vor ihrem 100. Geburtstag!

So unterschiedlich die Geschmäcker und die Meinungen der Menschen auch sein mögen, Anna Korenblits Freundlichkeit, Charme, ihr Lächeln und ihre Fähigkeit zu Freundschaften haben es ihr ermöglicht, auch schwierigste Phasen und Momente des Lebens zu überwinden.

Das Leben von Anna Korenblit kann nie einfach gewesen sein; ihre Generation musste viele Bewährungsproben überstehen.

Hungersnöte, einen Bruderkrieg, Repressionen, Weltkrieg und für Jüdinnen und Juden zusätzlich noch Verfolgung, Holocaust und Antisemitismus – das bescherte das Leben in der Sowjetunion.

Doch Anna Korenblit hält sich für einen glücklichen Menschen.

Vor relativ kurzer Zeit kamen noch drei Freundinnen in die Gemeinde, erst langsam schlendernd und mit Einkaufsstops auf dem Weg, dann mit Rollator, dann war sie allein und jetzt erscheint auch sie nicht mehr zu Gottesdiensten und Festen, das Alter fordert seinen Tribut. Aber ihre Liebe zum Leben, die Fürsorge ihrer Familie und ihr ständiges Interesse am Geschehen halten sie bis heute aufrecht.

Als Anna Yukelevich wurde sie vor einem Jahrhundert in einem jüdischen Dorf in der Ukraine als achttes und jüngstes Kind ihrer Familie geboren.

Die Familie war nicht streng orthodox, sprach aber Jiddisch, feierte jüdische Feiertage und kannte die Traditionen. Die Kinder mussten nicht nur lernen und ihren Eltern zu Hause helfen, sondern auch etwas dazuverdienen. Das war für die damalige Zeit und die damaligen Verhältnisse normal.

Und im Juni 1941 fuhr die Absolventin der Dorfschule in die nächstgelegene Stadt Kamenetz-Podolsk, um sich am Pädagogischen Institut einzuschreiben.

Die junge Frau hatte keine Ahnung, dass nicht nur ihr Schicksal, sondern auch das ihres Landes in einer Nacht eine scharfe und unumkehrbare Wendung nehmen würde. Ein unbekannter Mann erklärte ihr, dass der Krieg ausgebrochen sei, dass die deutschen Besatzer viele Dörfer eingenommen hätten und sich der Stadt näherten, und dass ihr nur ein Weg bleibe - so schnell wie möglich nach Osten. Es ist schwer sich vorzustellen, was dieses Mädchen, fast noch ein Teenager, von der eigenen großen Familie getrennt, durchmachte...

Aber es gab nur einen Ausweg. Sie lief hundert Kilometer nach Winnyzja und hatte dabei aber weder Ersatzkleidung, noch Schuhe, noch Geld. Sie brauchte einen Monat, um von Winnyzja in die große Stadt Charkow, der nächsten Etappe ihrer „Reise“, zu gelangen. Dort, an der Evakuierungsstelle, erhielt sie einen Auftrag für das Panzerwerk Tscheljabinsk im Ural. Es dauerte mehrere Monate, bis sie dieses Ziel erreichte. Es gab zwar etwas zu essen, aber das Hungergefühl war permanent. Am schmerzlichsten war jedoch der Gedanke an Angehörige und die ständige Sorge um sie.

Die Arbeit in der Fabrik machte das Leben etwas leichter. Es wurden Lebensmittel- und Bekleidungsmarken ausgegeben, und in der Werkskantine konnte man halbwegs gut essen. Nachdem sie schnell die Fertigkeiten einer Drechslerin erlernt hatte, stand Anna zwölf Stunden am Stück an der Maschine. Das lenkte sie von ihren schweren Gedanken ab. Ihr Gehalt betrug 800 Rubel, was dem Preis für ein Kilo Kartoffeln auf dem Markt entsprach. Und wenn sie einen Kopf Kohl ergatterte, wurde das als die beste Delikatesse angesehen. Aber auch darüber spricht Anna mit einem leichten Lächeln, denn Hoffnung, Jugend und Lebenslust können in jeder Situation eine Stütze sein.

So vergingen drei lange Jahre, ohne ein Wort von ihrer Familie, dunkle Gedanken überkamen sie immer mehr, und im Frühjahr 1944 erhielt Anna die Erlaubnis, ihre Heimat zu besuchen, die bereits von den deutschen Besatzern befreit war.

Und leider bestätigten sich ihre schlimmsten Befürchtungen: Alle Verwandten von Anna – ihre Eltern, Brüder und Schwestern, deren 23 Kinder – waren tot. Wohlgermerkt hatten sich schon vor dem Einmarsch der Faschisten ihre Nachbarn, ihre Mitbewohner, „die Mühe“ gemacht. Viel später erhielt Anna Korenblit ein offizielles Dokument, das diese schreckliche Tragödie bestätigte. Mit dieser nicht heilenden Wunde lebte Anna ihr Leben weiter, lernte, sich nicht zu verschließen, nicht den Verstand zu verlieren, ein Ventil zu finden.

Ein Freund ihres Vaters half ihr bei der Übersiedlung nach Moskau, wo sie die Eisenbahnfachschule absolvierte und eine Stelle fand. Und schon bald traf sie Mendel Korenblit, die Liebe ihres Lebens. Die beiden bekamen zwei Söhne, die dann wiederum eigene Familien gründeten.

Alles wäre in Ordnung gewesen, wenn nicht der berühmt-berüchtigte „5. Punkt“ zunehmend das normale Leben beeinträchtigt hätte. Die offen antisemitische Organisation „Gedächtnis“* wuchs und wurde immer aggressiver, die Atmosphäre wurde immer angespannter, und die weitsichtige Familie Korenblit war eine der ersten, die erkannte, dass es für sie und andere Jüdinnen und Juden in der Sowjetunion keine Zukunft gab.

Schon damals nicht mehr jung, unterstützte die mittlerweile verwitwete Anna Korenblit entschlossen den Vorschlag ihrer Söhne zum Umzug. So war die Familie eine der ersten, die in Mainz ankamen. Und natürlich richteten sich ihre ersten Schritte in die damals noch sehr kleine Jüdische Gemeinde. Bis heute ist unsere Veteranin dankbar für die Hilfe, die die Familie in der Anfangszeit vom Gemeindevorsitzenden Prof. Dr. Breitbart, Prof. Rabbiner Leo Trepp, der Geschäftsführerin Esther Epstein und vielen anderen erhielt.

Keine Sekunde bereut sie, die Großmutter von drei Enkelkindern und Urgroßmutter von fünf Urenkeln, diese Entscheidung. Sie hat jemanden, auf den sie stolz sein kann. Die Kinder haben ihren Platz in Deutschland gefunden. Und obwohl die Dinge hier jetzt auch nicht ungetrübt sind, sind sie sich sicher, dass es in einer demokratischen Gesellschaft immer Hebel und Möglichkeiten zur Überwindung von Schwierigkeiten geben wird.

*Die Organisation „Pamjat“, auf Deutsch Gedächtnis, war eine um 1980 gegründete ultranationalistische und antisemitische Gruppierung.

Im Interview: Chana Marks

Bei einem parlamentarischen Abend zur jüdischen Kultur aus Anlass des Jubiläumsjahrs 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland im Landtag von Rheinland-Pfalz am 10. November 2021, an dem auch die junge Chana Marks teilnahm und Fragen des Moderators beantwortete, sagte einer der Gäste: „Wir haben hier eine zukünftige ernsthafte Politikerin vor uns.“

Die Zeit wird zeigen, ob sie tatsächlich in die Politik geht oder nicht, aber in der Zwischenzeit plant Chana Marks eine ganz andere Zukunft für sich: Sie studiert Medizin, um einmal Neurochirurgin zu werden.

Wo sind Sie geboren und aufgewachsen?

Ich bin 2000 in Wiesbaden zur Welt gekommen. Wegen des Berufs meiner Mutter sind wir häufig umgezogen, weshalb ich in verschiedenen Städten wie Offenbach am Main, in Trier und Gau-Algesheim aufgewachsen bin und seit fast sieben Jahren in Mainz wohne.

Wo sind Sie zur Schule gegangen?

Ich wurde in Offenbach eingeschult und habe dort bis zur dritten Klasse die Umland-Schule besucht. Nach unserem Umzug bin ich in Trier weiter in die Grundschule gegangen und danach auf das Humboldt-Gymnasium Trier (HGT). Nach dem zweiten Umzug nach Gau-Algesheim wechselte ich auf das Sebastian-Münster-Gymnasium Ingelheim (SMG), das ich bis zu Beginn der zehnten Klasse besuchte. Schließlich sind wir nach Mainz umgezogen und ich habe mein Abitur im Gymnasium in der Mainzer Oberstadt gemacht.

Lebt Ihre Familie auch in Mainz?

Meine Mutter lebt in Mainz, meine Großeltern in Hanau und weitere Verwandte in Offenbach am Main.

Was studieren Sie?

Ich studiere Humanmedizin in Frankfurt an der Goethe-Universität.

Fühlen Sie sich in Mainz zu Hause?

Ja, ich fühle mich in Mainz zu Hause, vor allem, da ich die Jüdische Gemeinde Mainz als mein Zuhause betrachte. Ich bin seit vielen Jahren aktives Gemeindemitglied und wurde dort von Anfang an mit offenen Armen empfangen, was mir auch die Möglichkeit gegeben hat, mich in meiner Religiosität frei zu entfalten. Ich arbeite seit über fünf Jahren im jüdischen Jugendzentrum Or, welches „Licht“ bedeutet, wodurch ich auch selbst mehr dazu gelernt habe, um es den Kindern mitzugeben.

Wie wichtig ist für Sie, Teil der Jüdischen Kultusgemeinde in Mainz zu sein?

Für mich ist es sehr wichtig, zur Jüdischen Gemeinde Mainz zu gehören. Ich habe durch sie, durch Rabbiner Vernikovsky und die Gemeindemitglieder Familie, Freunde und Ratgeber gewonnen. Ich besuche nicht nur das Gebet und andere Gemeindeveranstaltungen in der Synagoge, sondern gestalte auch unser Jugendzentrum mit, das bei Feiern mit Gesangseinlagen und Theaterspielen aufgetreten ist. Ich wurde schon häufig gefragt, die Jüdische Gemeinde Mainz bei öffentlichen Veranstaltungen zu repräsentieren, z.B. im Mainzer Landtag am Jüdischen Kulturabend oder auch bei Gedenkfeiern zum Holocaust-Gedenktag.

Mainz ist zusammen mit Speyer und Worms SchUM-Gemeinde. War die Auszeichnung als Weltkulturerbe im Jahr 2021 wichtig für Sie?

Es ist mir wichtig, lebendiges jüdisches Leben in Deutschland zu repräsentieren. Umso mehr habe ich mich gefreut, dass das jüdische Erbe von Mainz, Speyer und Worms ausgezeichnet wurde, vor allem, da es in Mainz in vielen Straßen durch Fahnen für alle sichtbar geworden ist und un-

sere Geschichte in hebräischen Buchstaben hochgehalten wird. Es ist nicht üblich, in deutschen Städten öffentliche Plakate oder Fahnen mit hebräischen Buchstaben zu sehen, gerade aus Angst vor den Konsequenzen, umso mehr freut es mich, dass wir diese Fahnen in Mainz nicht verstecken müssen.

Wir wissen, dass es in unserer Gesellschaft und auch in Mainz Antisemitismus gibt.

Wie erleben Sie das selbst? Spüren auch Sie als jüdische Mainzerin Antisemitismus?

Früher hätte ich diese Frage in Mainz gerne verneint. Mir wurde als Kind immer gesagt, ich solle nicht darüber sprechen, ich solle es verheimlichen, dass ich jüdisch bin, es gäbe immer wieder Anfeindungen und Übergriffe auf Juden in Deutschland.

Also habe ich es bis zur elften Klasse niemandem gesagt. Da ich ab der zehnten Klassen aber sowohl den normalen Religionsunterricht in der Schule als auch den jüdischen in der Synagoge besuchte, entschloss ich mich, mit meinem Lehrer in der Schule offen darüber zu sprechen, damit ich mich nur noch meiner eigenen Religion in der Synagoge widmen konnte, anstatt beide Klassen zu besuchen.

Er war auch sehr verständnisvoll und hat mir zugesprochen, sodass ich danach seinen Unterricht nicht mehr besucht habe. Als ich in der darauffolgenden Schulstunde nicht mehr anwesend war, haben einige Schüler nachgefragt, wo ich denn sei, ob ich vielleicht krank wäre. Darauf erklärte der Lehrer den 25 Schülern, ich sei jüdisch (ich hatte es bis zu diesem Zeitpunkt immer noch keinem gesagt).

So wurde ich direkt danach aus heiterem Himmel darauf angesprochen und fühlte mich sehr überrumpelt, nachdem ich jahrelang daraus ein Geheimnis gemacht hatte. Meine Freunde waren mir sehr offen gegenüber und auch die anderen Mitschüler haben mich und meinen Weg respektiert, gerade auch weil ich danach mein Judentum als religiöse Jüdin offen ausleben und auch Fragen dazu gerne beantworten konnte.

Der Nachteil war nur, dass ich am Anfang einige wenige antisemitische Aussagen zu hören bekommen habe: „Zeig doch mal deine Goldzähne!“ „Deine Nase ist ja gar nicht so krumm!“

Auch meinte ein Mitschüler, mit mir in jeder Französischstunde über den Nahost-Konflikt diskutieren zu müssen und er mich teils in eine unschöne Lage gebracht hat (in unserem Kurs von zwölf Schülern saßen etwa fünf bis sechs Muslime, die sich aber dazu nie geäußert haben). Ansonsten waren alle anderen immer freundlich zu mir und sie haben auch verstanden, wenn ich wegen des Shabbats zu keinen Feiern freitags oder samstags kam.

Nach meiner Schulzeit habe ich mein Studium begonnen und auch dort waren die Menschen, die von meiner Religion wussten, mir sehr offen gegenüber. Ich würde mir jedoch wünschen, dass einige Lehrer und Dozenten mehr Rücksicht auf den Shabbat und die jüdischen Feiertage nehmen, da wir an diesen ein absolutes Arbeitsverbot haben, das zum Beispiel das Schreiben oder Verwenden elektronischer Geräte verbietet. In einem solchen Fall wurde mir bereits gesagt, das Medizinstudium müsse doch vorgehen...

In Mainz habe ich leider letztes Jahr einen antisemitischen Vorfall selbst miterlebt, und zwar an Sukkot (auf Deutsch: das Laubhüttenfest). Ich bin in der Nähe des Hauptbahnhofs auf dem Weg vom Gebet in der Synagoge nach Hause angeschrien und bedroht worden und es wurde in gewisser Weise eine Morddrohung ausgesprochen. Ich war als Jüdin zu erkennen, da ich in meinen Händen eine rote Tüte mit großen weißen hebräischen Buchstaben hielt, in der sich meine hohen Schuhe befanden, sowie mein Gebetbuch, eine Box mit hebräischen Buchstaben mit einem Etrog (Zitrusfrucht) und einen Lulav (Palmzweig).

Zusammengefasst, ich hatte sämtliche Gegenstände für den Feiertag dabei, auf denen Hebräisch zu lesen war.

Ich wurde irgendwann auf offener Straße vor allen anderen Passanten angeschrien

von einer offensichtlich muslimischen Frau, die circa fünf Meter hinter mir lief: „G'tt wird auch dich begraben.“ Sie hatte dabei den muslimischen Namen für G'tt verwendet. Ich habe mich umgedreht, weil ich zunächst sehr irritiert war, auf offener Straße angeschrien zu werden, und wollte wissen, ob sie mich jetzt damit meint, sie hat aber auch nur mich angesehen.

„Man lebt in der Hölle, man lebt!“, meinte sie dann weiter. Ich habe mich nochmal umgedreht, bin aber weitergegangen, weil ich weder sie damit konfrontieren noch selbst verletzt werden wollte, beziehungsweise ich auch nicht wollte, dass meine Sachen beschädigt werden, da mich das auch sehr getroffen hätte.

Auf dem Nachhauseweg habe ich noch lange darüber nachgedacht, es hat mich weder überrascht noch wirklich getroffen, schließlich wurde sie nicht handgreiflich, aber es hat mich doch beschäftigt.

Ich kannte diese Frau nicht, ich werde sie vermutlich auch nie wieder sehen. Aber angeschrien zu werden, nur weil ich jüdisch bin, war für mich selbst neu. Die anderen Passanten hatten sehr wahrscheinlich nicht realisiert, was da passierte, da sie vermutlich gar nicht verstanden haben, dass ich jüdisch bin. Jemand, der keinen Bezug zum Judentum hat, kann offensichtliche Dinge wie hebräische Schriftzeichen gerne übersehen. Deshalb war ich auch nicht enttäuscht, dass

keiner etwas gesagt hat, vermutlich haben sie diese Frau für krank gehalten. Verwunderlich war nur, dass diese Frau mich dafür verurteilt hat, jüdisch zu sein, während sie selbst nach meinem Einschätzen nach nicht religiös aussah und andere sie vermutlich dafür verurteilen würden.

Einen letzten kurzen Gedanken, den ich nach dieser Situation hatte, konnte ich jedoch nicht vergessen und möchte diesen noch abschließend teilen. Die Worte, die diese Frau gewählt hatte, um mich offensichtlich zu treffen, sind nicht nur abgeprallt, sondern ich musste auch ein bisschen schmunzeln, nämlich nachdem sie mir angedroht hatte, ich würde von G'tt persönlich begraben werden. Was sie nicht wusste, war die Tatsache, dass wir daran glauben, dass nur Moshe Rabbeinu (Moses), der Anführer und größte Prophet des jüdischen Volkes, persönlich von G'tt begraben wurde, bevor das jüdische Volk weiter nach Israel zog, wie es in der Torah steht.

Also an dieser Stelle meine Frage, wie könnte ich dann wirklich betroffen sein von so einer Aussage, auch ich hätte diese Chance? Natürlich ist dies mit einem Augenzwinkern zu verstehen, Moshe Rabbeinu ist weder mit jemandem zu vergleichen, noch sollte man antisemitische Vorfälle auf die leichte Schulter nehmen, doch ist es wichtig, sich nicht zu verstecken und für das einzustehen, woran man glaubt!



Im Porträt: Galina Medvedeva Ein langer Weg in die Gemeinde

Galina Medvedeva gehört nicht zu den auffälligen und lauten Menschen. Aufmerksamkeit und Anerkennung fordern, ist ihr fremd. Ihre ruhige und ernste Persönlichkeit aber prägt sich ein.

In der Jüdischen Gemeinde ist sie vielfältig engagiert: Sie unterrichtet ehrenamtlich Deutsch, hält Vorträge im Gesprächscafé „Brücke“ und ist aktives Mitglied des Likrat Shabbat Clubs.

Galinas Medvedevas Weg nach Deutschland war lang, und ihr Weg in die Jüdische Gemeinde noch länger. Geboren wurde sie 1947 in Leningrad. Ihre Eltern hatten einen für Menschen ihrer Generation typischen und dramatischen Werdegang. Geboren in Witebsk, einer weißrussischen Stadt mit einer großen jüdischen Bevölkerung, kamen sie nach der Schule nach Leningrad. Der Vater studierte Jura, die Mutter wurde Wirtschaftsingenieurin.

Krieg. Die Großmütter und ein Großvater der noch ungeborenen Galina wurden von den Nazis in Witebsk ermordet. Ein Großvater hat wie durch ein Wunder überlebt. Das Witebsker Ghetto war eines der größten auf dem Gebiet der ehemaligen UdSSR.

Noch vor dem Krieg lernte ihr zukünftiger Vater, Haim Tumarkin, die sowjetische Realität kennen. Nur kurze Zeit konnte er studieren. Da er Geld brauchte, nahm er einen Job als Drechslerlehrling an. Unglücklicherweise, wie es damals oft geschah, wurde der Drechsler-Lehrer als Troztkist verhaftet. So landete der nicht zu Ende studierte Anwalt in einem Lager. Von dort aus wurde er mit einem Strafbataillon an die Front geschickt. Galinas Mutter überlebte die Belagerung von Leningrad.

Galinas Eltern lebten nach der Heirat in einer Kommunalwohnung, wo auch sie aufwuchs. Doch das System brauchte den Kampf mit den „Feinden“. An Galinas Vater, der sich von der Kriegsverletzung erholt hatte und als Dreher in einer Fabrik arbeitete, erinnerten



Galina Medvedeva (r.) mit ihrer Tochter

sich wieder die Behörden. Er war 1950 auf dem Weg zur Arbeit, als eine „schwarze Schwalbe“ (ein Fahrzeug, das die Gefangenen transportierte) anhält und ihn auf dem ihm bekannten Weg mitnimmt.

Die Mutter brachte das Mädchen in einer Wochenkindertagesstätte unter und begann, um ihren Mann zu kämpfen, indem sie sich an verschiedene Behörden wandte. Sie erreichte, dass er in den offenen Vollzug in Sibirien in der Nähe der Stadt Jenisseisk geschickt wurde. Mit anderen Worten: Die „Strafe“, wofür auch immer, war nicht mehr die härteste.

Jahrzehnte sind vergangen, doch Galina erinnert sich immer noch, wie sie im Kindergarten saß und aus dem Fenster schaute, um zu sehen, wann ihre Mutter kommen würde. Sie erinnert sich auch an die außergewöhnlichen Menschen, die sich in dem abgelegenen sibirischen Dorf versammelten, wahrlich die Blüte der Intelligenz.

Ja, das Mädchen ist auch dort gelandet – im offenen Strafvollzug. Ihre Mutter tauschte ihr Leningrader Zimmer gegen eine Hütte, bekam Geld, packte ihre Tochter und folgte ihrem Mann.

„Der Blutsauger ist bald darauf gestorben“, erinnert sich Galina. Die Verbannten werden

freigelassen, aber wohin soll die Familie Tumarkin gehen? Sie gingen nach Vilnius, wo der jüngere Bruder des Vaters lebte und sie für eine kurze Zeit aufnehmen konnte. Schließlich fanden die Eltern Arbeit und bekamen eine eigene Wohnung.

Dort, in der litauischen Hauptstadt, wuchs Galina auf, studierte und schloss die Schule mit einer Goldmedaille ab. Sie liebte Chemie, Mathematik und Literatur. Der Philologielehrer pflanzte die erste Saat (oder besser gesagt, die allererste Saat, wurde im sibirischen Dorf gesät), nicht die der Dissidenz, sondern die des Zweifels, der Erkenntnis, dass im Vaterland nicht alles in Ordnung war.

Sie wählte das Institut, an dem die Mutter ihren Abschluss gemacht hatte, das Lenin-grader Institut für Technik und Wirtschaft. Zuvor gab es den Versuch, am Institut für Chemieingenieurwesen aufgenommen zu werden, der aber scheiterte.

Dies war die erste ernsthafte persönliche Begegnung mit Antisemitismus: Die junge Einser-Schülerin erhielt eine Prüfungskarte (obwohl andere Prüflinge Prüfungskarten von anderen Stapeln wählen durften) mit einer unlösbaren Aufgabe. Solche Episoden sind traumatisch und erzeugen Ängste und Unsicherheiten. Als sie dann einmal von einem unbekanntem Studenten des Instituts angesprochen wurde und ihr anbot, einem praktisch geheimen Zirkel für hebräische Studien und jüdische Traditionen beizutreten, hatte sie berechtigterweise Angst um ihr Studium, ihren Abschluss und ihre Zukunft.

Heute lernt Galina jedoch eingehend die Grundlagen des Judentums und interessiert sich sehr für die Geschichte und Kultur. Alles hat seine Zeit. Wobei dieses Interesse von ihrem russischen Ehemann nicht nur aufrechterhalten, sondern noch bestärkt wurde.

Vladimir Medvedev, ein hochgebildeter Mann, las die heiligen Bücher aller Religionen und ermutigte seine Frau, ihre eigenen Wurzeln zu studieren. Er unterrichtete am Institut, bemerkte die Studentin und verliebte sich in sie. Das Gefühl beruhte auf

Gegenseitigkeit, und ihre Ehe war bis zum Tod des Ehemanns nicht ungetrübt, doch glücklich.

„Wolken“ entstanden aus alltäglichen Schwierigkeiten, bei Meinungsverschiedenheiten über die Frage der Ausreise. Galina, erschöpft von den Problemen, der Suche nach Lebensmitteln („rannte wie eine hungrige Wölfin“, so ihre bildliche Darstellung) und den Gedanken an die Zukunft ihrer beiden Kinder, traf die Entscheidung und nahm die Dinge selbst in die Hand.

Im März 1992 verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, dass das deutsche Konsulat Ausreisedokumente entgegennehmen würde. Wie im Nebel lief Galina mit ihrer Tochter zu der Peter-Lawrow-Straße und traute ihren Augen nicht: Fünftausend Menschen standen dort Schlange! Und zum ersten Mal erlebte sie die deutsche Effizienz: Bis zum Abend nahm das Konsulatspersonal all diese Ausreisewünsche entgegen und bearbeitete sie.

Eine „kleine“ Episode im Leben der Familie bekräftigte die Entscheidung zur Ausreise. In Zeiten allgemeiner Knappheit wurden manchmal Waren in die Betriebe gebracht und in einer Lotterie verlost. Spät am Abend kam einmal Ehemann Vladimir, Abteilungsleiter einer renommierten Universität, nach Hause und holte stolz aus der Mappe mit wichtigen Dokumenten ein Päckchen, das er „gewonnen“ hat – eine Garnitur Unterwäsche für Männer. Galina konnte nur schluchzen: Wie weit sind wir gekommen!

Und da war es - das unbekannte Deutschland. Die Familie fand sich in dem wunderschönen Ort Naturpark Hessische Röhn ein, alle absolvierten Sprachkurse, Galina danach einen Bürokauffrau-Kurs, Vladimir einen Computerkurs.

Sie zogen nach Mainz und fanden Arbeit: er in Wiesbaden bei einer Maschinenbau-firma, sie beim Bund für Umwelt und Naturschutz. Die Kinder haben ihr Studium an der Fachhochschule abgeschlossen. Tochter Anja arbeitet heute als Grafikdesignerin und Sohn Andrei als Programmierer.

Und erst in den letzten Jahren fand sich Zeit, sich ernsthaft mit dem Judentum zu beschäftigen. Als Galina Medvedeva in die Synagoge kam und Rabbi Vernikovsky sprechen hörte, verstand sie: Hier bin ich zu Hause, das ist meins.

Und zu Hause, in der Familie, werden die Freuden geteilt. Eine davon war die Aufnahme der jüdischen Heiligtümer in drei Städten unseres Bundeslandes in die UNESCO-Liste des Kulturerbes.

Aber es gibt, so Galina, auch Negatives. Sie ist der Meinung, dass das jüdische Leben trotz vieler offizieller Erklärungen immer unruhiger geworden ist. Vor allem seit 2015. Die Polizeiautos vor der Synagoge zeugen davon. Deshalb trägt sie ihren Anhänger mit dem sechszackigen Stern auch nicht mehr offen und findet das sehr traurig.

Eine große Freude für sie sind ihre beiden Wellensittiche: die blau-weiße „Israelin“ Ulja und der aktive Maksik.



Im Interview: Maryna Vernikovsky Ein „geerdeter“ Mensch

Maryna Vernikovsky wurde 1990 in der Ukraine geboren. Sie stammt aus Charkiv, eine Stadt die zurzeit schwer leidet. Mit ihrer Familie ist sie Anfang der 2000er Jahre als 12jähriges Mädchen nach Mainz gekommen. Maryna ist ein Kind der jüdischen Gemeinde Mainz. Sie besuchte die jüdischen Machanot (Wanderlager), nahm an Jugendprojekten teil und heiratete vor drei Jahren den Mainzer Gemeinderabbiner, den sie in der jüdischen Gemeinde kennenlernte.

Maryna studierte an Hochschule in Mainz und an der Technischen Universität in Darmstadt, wo sie ihren Masterabschluss erhielt. Seit sieben Jahren arbeitet sie als Bauingenieurin. Zu den Bauprojekten, die sie bis heute koordiniert und mitgetragen hat, gehören beispielsweise der Ausbau des Frankfurter U-Bahn-Netzes, das Hafentparkquartier und der Central Business Tower in Frankfurt am Main.

Marynas Beruf hat viel mit Berechnungen, Daten- und Zahlenerfassungen, Boden- und Wasserproben, Statik, Kostenkalkulationen, Koordinierung von Bauprojekten und Erstellung von Gutachten und Berichten und mit Baurecht zu tun. Immer wieder muss sie auf ihre verschiedenen Baustellen fahren, Bodenproben entnehmen und in Zusammenarbeit mit Bauunternehmen und städtischer Aufsicht große und komplexe Projekte steuern und an ihr Ziel führen.

In der Geotechnik geht es um die Analyse der Erde. Maryna ist also ein „geerdeter Mensch“. Gleichzeitig hat sie ihre Liebe zur jüdischen Religion, zur jüdischen Philosophie, zum Judentum überhaupt in den letzten Jahren intensiviert.

Es ist das klare Denken, das rationale und analytische Denken in der jüdischen Lerntradition, das Maryna immer wieder begeistert. Im Judentum glaubt man an einen nicht-sichtbaren G'tt und zugleich sucht man die Nähe zu dieser mystischen Größe

durch talmudisches, logisches und intellektuelles Lernen. Eine faszinierende Ambivalenz!

Maryna Alltag ist gut gefüllt und lässt wenig Platz für Zeitverschwendung: Sie kümmert sich um ihre Tochter Yael, sie kümmert sich um ihre Arbeit und ihre Projekte, und sie hilft ihrem Mann bei vielen kleinen Dingen seines beruflichen Alltags als Gemeinderabbiner. Maryna mag es im Hintergrund, fern vom Rampenlicht, zu bleiben. Ruhm und Publicity sind nicht so ihr Ding. Viel lieber freut sie sich über reale Erfolge, an denen sie sich beteiligen durfte.



Wie war Ihr Weg nach Deutschland? Wie kamen Sie und Ihre Familie nach Mainz?

Im April 2002 immigrierte meine Familie, bestehend aus meiner Mutter, meinem Stiefvater, meinen Großeltern und mir, nach Deutschland.

Wir kamen als sogenannte „Kontingentflüchtlinge“ nach Deutschland. Auf der Grundlage des im Jahre 1991 beschlossenen Gesetzes durften Jüdinnen und Juden aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland einwandern und wurden nach einem bestimmten Verteilungsschlüssel auf die Bundesländer verteilt.

Unser „Verteilungsschlüssel“ war Rheinland-Pfalz. Nach dem einjährigen Aufenthalt in einer Flüchtlingsunterkunft in Ingelheim fanden wir eine Wohnung in Mainz und konnten umziehen. Andere Dörfer und Kleinstädte in Rheinland-Pfalz kamen für uns nicht in Frage, wir kamen halt aus einer Stadt mit 1,5 Millionen Einwohnern.

Wie haben Sie die erste Zeit in Mainz erlebt? Fühlten Sie sich fremd? Willkommen?

Ich kam als 12jähriges Kind nach Deutschland, so war es natürlich etwas einfacher für mich als für meine Eltern oder Großeltern. Aber ein Umzug in ein fremdes Land, mit einer neuen Sprache und Kultur ist auch für ein Kind schwer.

Wir haben uns nicht immer und überall sofort „willkommen“ gefühlt, aber uns wollte auch niemand verjagen, wir waren eben da und hatten auch vor, zu bleiben.

Wo sind Sie zur Schule gegangen?

In der Ukraine besuchte ich nur die ersten fünf Klassen einer staatlichen Schule. In Mainz habe ich dann anschließend mein Abitur gemacht.

Lebt Ihre Familie auch in Mainz?

Ja, das tut sie. Meine Familie lebt in Mainz-Weisenau.

Fühlen Sie sich heute in Mainz zu Hause?

Ich denke, ja. Ich lebe hier seit meinem zwölften Lebensjahr. Ich kenne die Menschen, die Straßen, die Einrichtungen dieser Stadt sehr gut. Ich würde schon behaupten, dass ich mich hier wohlfühle.

Wie wichtig ist für Sie, Teil der Jüdischen Kultusgemeinde in Mainz zu sein?

Nun, heute ist es für mich ein integraler Bestandteil meines Alltagslebens, schließlich ist mein Mann der Gemeinderabbiner. Aber davon abgesehen, halte ich die Idee einer Jüdischen Gemeinde als Werte- und Traditionsgemeinschaft für höchst bedeutsam, wenn man hier in Deutschland ein jüdisches Leben führen möchte.

Mainz ist zusammen mit Speyer und Worms SchUM-Gemeinde. War die Auszeichnung als Weltkulturerbe im Jahr 2021 wichtig für Sie?

Ich würde jetzt nicht behaupten, dass es für mich persönlich „wichtig“ war. Es ist eine Art Auszeichnung, die uns alle ehrt. Denn es ist unser Kulturerbe, und ich bin ein Teil der Gemeinschaft, die dieses Erbe pflegen und vermitteln soll.

Wir wissen, dass es in unserer Gesellschaft und auch in Mainz Antisemitismus gibt. Wie erleben Sie das selbst? Spüren auch Sie als jüdische Mainzerin Antisemitismus?

Ehrlich gesagt, habe ich in Mainz selbst nicht so oft antisemitische Erfahrungen gemacht, zumindest nicht in den letzten Jahren. Ich muss aber auch gestehen, dass ich nicht mit jüdischen Symbolen demonstrativ auf die Straße gehe.

Die Menschen um mich herum haben mich immer als Jüdin akzeptiert, egal ob auf der Arbeit, in der Uni oder im Gesellschaftsleben. Ich habe mein Judentum nie verheimlicht und werde es auch nie tun.

Dennoch weiß ich sehr wohl, dass die antisemitischen Tendenzen in der Gesellschaft, im Internet und in den Köpfen der Menschen leider eher zu- als abnehmen.

Antisemitismus scheint mir eine Art Krankheit zu sein, die irgendwie niemals von der Wurzel vernichtet werden konnte. Leider!

Im Porträt: Yevgeniya Wagner



Yevgeniya Wagner (l.) mit ihrer Tochter Esther

Die meisten Leute, sei es beim Gottesdienst in der Synagoge, bei Konzerten, in Clubs oder bei Partys im großen Saal des Gemeindezentrums, halten Yevgeniya (kurz: Zhenya) und Esther Wagner für Schwestern und nicht für Mutter und Tochter. Yevgeniya Wagner war bei der Geburt ihrer Tochter kaum 20 Jahre alt und Esther ist gerade einmal Anfang 20.

Ihre Kindheit und Schulzeit verbrachte Yevgeniya Wagner in der ukrainischen Industriestadt Dnepropetrowsk (heute Dnipro). Ihre Familie lebte wie alle Familien in einer der damaligen Sowjetrepubliken: Sie arbeiteten in Fabriken, die Mutter als Ingenieurin, der Vater als Vorarbeiter.

Die Kinder besuchten die Schule und spielten in den Höfen. Eine Kindheit, wie sie viele erlebten, wären da nicht die ersten Begegnungen mit antisemitischen Ressentiments gewesen. Weil sie wussten, dass Yevgeniyas Mutter Jüdin war, wurde sie einige Male von Jungen und auch älteren Frauen aus der Nachbarschaft beschimpft.

Und über das Jüdischsein erhielt sie einige Informationen von ihren Großeltern. Dabei waren es jedoch meist Geschichten über die Schwierigkeiten, die das Leben von Jüdinnen und Juden im Laufe der Geschichte begleitet hatten, über die Notwendigkeit, den

künftigen Ehepartner „aus dem eigenen Volk“ zu wählen, über die unausgesprochenen Einschränkungen bei der Berufswahl usw. Gleichzeitig lebte die ältere Generation der Familie atheistisch, jüdische Traditionen wurden nicht gepflegt, Feiertage waren nicht bekannt und wurden nicht gefeiert. Kurzum, das Thema Jüdischsein spielte im Leben der Familie keine Rolle. Auch Yevgeniyas Mutter und ihre Schwester hielten sich nicht an das Gebot der jüdischen Ehe. Der Ehemann der einen war Ukrainer, der andere Aserbaidschaner.

Doch die 12jährige Yevgeniya wollte mehr wissen, begann selbständig jüdische Organisationen, die bereits in der Stadt entstanden waren, zu besuchen und meldete sich für ein jüdisches Sommerlager an. Dort lernte sie einige der Traditionen, die grundlegenden Gebete kennen und erhielt erste Einblicke in die jüdische Geschichte.

In der Zwischenzeit änderte sich die Situation im Land, das Leben wurde härter, ärmer und hungriger. Die Eltern arbeiteten ohne Lohn. Yevgeniyas Mutter musste nähen, stricken und jede Gelegenheit nutzen, um Geld für die Familie zu verdienen. Ihre Töchter aber sollten weiter lernen und gute Berufe ergreifen. Es war bereits klar, dass die älteste Tochter Künstlerin werden würde, so offensichtlich war ihr Talent. Yevgeniya beendete die Schule, begann als Kellnerin zu arbeiten und verdiente mehr als ihre Eltern zusammen.

Die Zeit für radikale Entscheidungen war gekommen. Die Familie begann, Papiere für Deutschland zu sammeln. An dieser Stelle kam der „5. Punkt“ der Mutter zugute. Und Yevgeniya, das jüngste Mitglied der Familie, beschloss für sich selbst, dass sie die Pläne nicht durchkreuzen, nicht sabotieren, mit allen anderen gehen und dann schnell zurückkommen würde.

Doch es kam gänzlich anders.

Bereits an ihrem vierten Tag in Deutschland lernte sie einen Russlanddeutschen, Wladimir Wagner, kennen, der sehr bald ihr Ehemann wurde. Sie brachte eine Tochter zur Welt, die den Namen Esther erhielt. Das war der Name von Yevgeniyas Großmutter, die knapp die Geburt ihrer Urenkelin verpasst hatte. Das war auch der Name der jüdischen Frau, die in den frühen Zeiten ihr Volk vor der Ausrottung gerettet hatte. Esther Wagner, heute eben selbst eine erwachsene Frau, ist eng mit ihrer Mutter verbunden.

So ist es heute.

Doch um ihren Platz im Leben musste auch Yevgeniya Wagner kämpfen. Mit einem kleinen Kind und ohne Sprachkenntnisse wollte sie lernen, aber ihr wurden kaum passende Angebote gemacht. Erst nachdem sie auf einem IQ-Test bestanden hatte, bekam sie Zugang zu qualifizierten Sprachkursen. Schließlich gelang ihr der Sprung an die Universität. Nach langem und hartem Studium, das sie sich nach der Scheidung von ihrem Mann mit mehreren Nebenjobs verdienen musste, machte sie ihren Abschluss als Betriebswirtin. Die jahrelange Überlastung aber hatte Spuren hinterlassen. Heute spricht Yevgeniya von ihrem unbedingten Glauben an die deutsche Medizin und ihrer Dankbarkeit für die Heilung einer lebensbedrohlichen Krankheit.

Dann mobilisierte sie ihre inneren Reserven und begann, wie sie sagte, sich selbst aus Stücken zusammenzusetzen. Von ihrem Vater hat sie, wie sie erzählt, ihre Liebe zur Natur, zu allem Lebendigen und ihre Sportlichkeit geerbt. Von ihrer Mutter hat sie ihren „Verstand“, ihre Hartnäckigkeit und ihre Neigung zur Selbstanalyse. All dies hat sich für Yevgeniyas weitere Entwicklung und Genesung als nützlich erwiesen. Sie mobilisierte alle ihre Reserven für die persönliche Weiterentwicklung, befasste sich eingehend mit Psychologie und begeisterte sich für Tanztherapie.

Ihren Platz im Leben sollte auch ihre Tochter Esther haben. Hier half die jüdische Gemeinde. Das Mädchen besuchte Winter- und Sommerlager und beschäftigte sich mit jüdischer Geschichte, Traditionen und Kultur. Sie besuchte den Jugendclub, engagierte sich dann selbst für die Kinder im Club. Mehrere Reisen nach Israel stärkten ihre Identität und sie verliebte sich in das Land und seine Menschen.

Heute arbeitet Yevgeniya als Dozentin und Jobcoach, Esther studiert an der Technischen Hochschule Bingen Bioinformatik und arbeitet nebenbei als telefonische Pflegeberaterin. Ihre Zeit verbringen sie gern miteinander, mit der Familie, mit Freundinnen und Freunden.

Im Porträt: Adel Prokhorov „Mainz ist mir zur Heimat geworden“

Sie ist überrascht, wenn ihre Artikel in „Magenza“, der Zeitschrift der Jüdischen Gemeinde Mainz, gelobt werden. Sie sei ja keine Schriftstellerin, keine Journalistin, sie liebe einfach Kunst. Adel, oder Ada, wie sie genannt wird, untertreibt, denn sie ist Kunsthistorikerin.

Ihre Berufswahl stand schon früh fest, als ihre Mutter die sechsjährige Tochter in die Tretjakow-Galerie in Moskau mitnahm. Es war nicht leicht, das verzauberte Kind aus dem Museum wegzubringen – sie sagte, sie wolle die Bilder noch einmal sehen.

Die Führerin nahm das Kind an die Hand und ging mit ihm durch die Museumssäle und erzählte ausführlich von den Künstlern und Werken. Danach füllte sich ihr Zuhause mit Ausschnitten von Reproduktionen aus Zeitschriften, und das Mädchen, das noch nicht lesen konnte, erzählte ihrer Mutter, Tante und Großmutter von ihren Eindrücken.

Das Gute war, sie alle lebten zusammen in einer winzigen Wohnung. Es waren die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Ada wurde 1952 geboren. Kurz nach dem Tod des sowjetischen Diktators Stalin kehrte auch der Großvater aus der Haft zur Familie zurück. Wie Millionen seiner unglücklichen Mitgefangenen war er aufgrund einer Verleumdung zu 15 Jahren Lagerhaft verurteilt worden. Hier verknüpfen sich die jüdischen Schicksale aus der Sowjetzeit und auch der antisemitischen Zarenzeit.

Der Großvater war leitender Angestellter in einer Schuhfabrik in Dnepropetrowsk in der Ukraine. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs organisierte Leiba Zuckerman die Evakuierung der Fabrik in die sibirische Stadt Irkutsk. Auf diese Weise wurde die gesamte Familie vor der Vernichtung bewahrt. Der Großvater arbeitete hart und ging abends manchmal auf den so genannten „Jerusalem Friedhof“ der Stadt. Er liebte und beherrschte die ukrainische Sprache, aber



Jiddisch zu lernen, war ihm nicht vergönnt, wengleich er sehr interessiert war. Von den Grabsteinen malte er die unbekanntenen Buchstaben ab, um seine Frau zu fragen, was dort geschrieben stand. Die Großmutter konnte die Sprache und erhielt während des Bürgerkriegs sogar Briefe auf Birkenrinde von ihrem Bruder. Dieses Interesse war es auch, das zum Drama der Familie führte. Ein Nachbar denunzierte den Großvater, er habe sich auf dem Friedhof mit einem japanischen Spion getroffen.

Dramen und Tragödien haben Familienmitglieder schon früher begleitet. Um die Jahrhundertwende, während des schrecklichen Judenpogroms in Poltawa, wurde die dreijährige Schwester des Großvaters in einem Brunnen ertränkt, eine andere Schwester vergewaltigt, die 36jährige Mutter – Tochter eines berühmten Rabbiners – wurde vor der Haustür ermordet... Jede jüdische Familie hält wohl die Erinnerung an ihre Opfer wach. Die kleine Ada, das einzige Kind der Familie, wuchs unter intelligenten und gebildeten Erwachsenen auf.

Die Mutter und ihre Schwester Fira, die durch Kriegsentbehrungen an schwerer Unterernährung gelitten hatten, erhielten dennoch Hochschulbildung. Ihre Mutter wurde Anwältin, ihre Tante arbeitete als Redakteurin bei der Zeitung „Ostsibirische Wahrheit“.

Die Hauptverdienerin der Familie wurde die Mutter, Tamara Lvovna. Neben ihrer Haupttätigkeit bei der Anwaltskammer in Irkutsk hielt sie Vorlesungen an der Universität und arbeitete als Rechtsberaterin in verschiedenen Unternehmen der Stadt.

Natürlich hörte das Mädchen ernste Gespräche, dachte nach und zog seine Schlüsse. Sie besaß kritischen Verstand und Beobachtungsgabe, sie war keine aktive junge Pionierin oder Mitglied des Komsomol.

Aber sie konnte hart arbeiten. Auf Drängen ihrer Mutter studierte sie an der historischen Abteilung des Pädagogischen Instituts.

Sie selbst träumte von der Akademie der Schönen Künste. Diesen Traum hat sie aber nicht aufgegeben, sondern nur auf später verschoben. Sie arbeitete mehrere Jahre am Irkutsker Kunstmuseum und unterrichtete gleichzeitig den Kurs „Russische, sowjetische und ausländische Kunst“ an der Abteilung für soziale Berufe des Instituts.

Dies war eine Art Vorbereitung auf die Aufnahme an der Fakultät für Kunstgeschichte an der Akademie der Künste.

Und sie schaffte es. Später gab es sowohl die Akademie der Künste als auch die Lieblingsarbeit, jetzt aber im Historisch-Literarischen Museum Priyutino in Leningrad.

Seit mehr als 20 Jahren lebt die Familie Weiner-Prokhorov nun in Mainz. Vom ersten Tag an wurde Adel in die Gemeinschaft aufgenommen, wo man ihnen bei vielen kleinen Dingen des täglichen Lebens half.

Bald verliebte sich Adel in Mainz, lernte es gründlich kennen, studierte jedes Detail und begann sogar, für ihre Bekannten und Besucher Exkursionen zu geben.

Die alte Stadt mit ihrer reichen Geschichte, ihrer katholischen und jüdischen Vergangenheit ist für viele von großem Interesse. Hier begann sie, die jüdische Kultur kennen zu lernen, von der sie zuvor nur ein oberflächliches Verständnis hatte. Sie lernte die bemerkenswerte jüdische Geschichte der SchUM-Städte kennen und war begeistert, als diese zum Weltkulturerbe erklärt wurden.

Ein großer Bekanntenkreis, ehrenamtliche Arbeit in der Gemeinde, die Möglichkeit, verschiedene Ausstellungen zu besuchen und Artikel zu schreiben - all das macht das Leben dieser Frau heute aus. Und natürlich die Freude über ihren Sohn, der in Mainz eine zweite Heimat gefunden hat, sein Studium abgeschlossen hat, als Programmierer arbeitet und eine eigene Familie gegründet hat.



Landeshauptstadt
Mainz

Landeshauptstadt Mainz
Frauenbüro
Büro für Migration und Integration
Stadthaus Große Bleiche
Große Bleiche 46/Löwenhofstraße 1
55116 Mainz
Tel 06131 12-2175
Fax 06131 12-2707
frauenbuero@stadt.mainz.de
www.mainz.de/frauenbuero
Mainz 2022